

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– November 2023 –

Spreitzer, Anton: Ein Finger, der auf die Gnade Gottes verweist. Postliberale Theologie im Anschluss an Hans W. Frei. – Berlin: Lit 2020. 938 S. (Vergessene Theologen, 8), brosch. € 89,90 ISBN: 978-3-643-14483-6.

Hans Frei (1922–1988) war für Jahrzehnte in der theol. Diskussion Nordamerikas eine bekannte Figur, die jedoch im deutschen Sprachraum nur vereinzelt im Rahmen einer narrativen Theol. präsent gewesen ist. Der Vf. möchte den deutsch-amerikanischen Theologen mit jüdischen Wurzeln, der 1938 mit seiner Familie aus Deutschland in die USA emigrierte, an der Yale Univ. lehrte und der Episkopalkirche beitrug, als eine mögliche Leitfigur einer zukunftssträchtigen Theol. präsentieren.

Auf fast 1000 S. in zwei Teilbd.n (über 60 S. macht alleine das eng gedruckte Literaturverzeichnis aus) skizziert er die Person und das Werk einer bemerkenswerten Gestalt der Theol. des 20. Jh.s. Der Vf. beleuchtet in seiner „biographisch-werkgeschichtlichen Perspektive“ (16) Hans Frei vor dem Hintergrund seines Umfelds, stellt akribisch die Genese seines Werks unter Einbeziehung seiner Lehrtätigkeit dar und schlägt den Bogen zu einer möglichen kath. Rezeption. Den Titel seiner an der Univ. Regensburg angenommenen Diss. entlehnt der Vf. einem der vier an der Yale Univ. gehaltenen Nachrufe (abgedruckt 866–872): David Kelsey sprach während der Gedenkfeier unmittelbar nach dem Tod Freis davon, dass gemäß Hans Frei die Theol. wie ein Finger wäre, der auf Gottes Gnade verweise und der Verstorbene selbst für viele ein solcher Finger gewesen sei (868; der Vf. führt dies weiter aus auf 16, 75, 861).

Auf den ersten 100 S. zeichnet der Vf. das Leben von Hans Frei nach und lässt Themen und Einflüsse anklingen, die wesentlich für das Verständnis seines Werkes sind. Das Umfeld, in dem Frei an der Yale Univ. ausgebildet wurde und bis zu seinem Tod im engen Austausch mit Lehrenden und Studierenden war, ist in der Tat der Schlüssel, um seine postliberale Theol. einordnen und würdigen zu können, wie der Vf. auf den folgenden 250 S. zeigt: H. Richard Niebuhr und Robert L. Calhoun etwa, „dem liberalen Erbe nordamerikanischer Theologie [...] verpflichtet“ (134), verstanden es, ihm das Interesse an der Kultur zu vermitteln bei gleichzeitiger Neuentdeckung klassischer Traditionen. Eine kontext- und traditionsgeprägte Vernunftkonzeption ist die Grundlage für die Spielart einer postmodernen Theol., die sich während Freis 40 Jahren an der Yale Univ. mehr als eine interdisziplinär ausgerichtete Stimmung als eine Bewegung oder gar Pressure-Group herauskristallisierte. Sie vertrat grosso modo einen Mittelweg zwischen protestantischer liberaler Theol. und einer Neoorthodoxie, die die Geschichtlichkeit zu wenig ernst nimmt. So ist auch Hans Freis Umgang mit Karl Barth differenziert, wie der Vf. ausführlich zeigt (243–350). Frei blieb Barth in wesentlichen Linien verpflichtet und regte dessen Rezeption in der englischsprachigen Welt – auch aufgrund seiner muttersprachlichen Kenntnisse – federführend an (253). Er führte ins Treffen, dass Barths Betonung

der „exklusiven Souveränität des einen Wortes Gottes, das in der Heiligen Schrift exklusiv bezeugt wird“ von seiner Rolle in der „Bekennenden Kirche“ während des Nationalsozialismus zu verstehen sei – eine Position, die ohne die Abgrenzung gegenüber den „Deutschen Christen“ leicht missverstanden werden kann (631).

Frei möchte, wie es der Vf. ausdrückt, „Barth mit Barth über Barth hinaus“ weiterführen (696) und konzentriert sich dabei auf die Schriftauslegung, die „Seele in Freis Theologiekonzeption“ (26). Die detaillierte, chronologisch sich entfaltende Darstellung von Freis Gesamtwerk fasst der Vf. konzis wie folgt zusammen: „Nach Freis Auffassung gilt es die Tatsache der langen Tradition der literal-figuralen Interpretation des biblischen Zeugnisses neu ernst zu nehmen, sich über die Gründe ihres Zusammenbruchs im Gefolge neuzeitlich gewandelter Denkvoraussetzungen Gewissheit zu verschaffen und mit Hilfe neuerer philosophischer, literaturwissenschaftlicher u. a. Erkenntnisse an die alte Tradition anzuknüpfen, ohne dadurch hinter die Aufklärung zurückzufallen“ (560). Dahinter steht die hermeneutische Grundüberzeugung, wonach „die Sinnbedeutung partikularer Erzählungen, in denen Geschichte erzählt, gedeutet und immer wieder praktisch aktualisiert wird (durch Nacherzählen im Kontext einer Memoria-Kultur), ernst zu nehmen ist und über ein hinreichendes Potential verfügt, um eine Weltdeutung zu ermöglichen, die es mit konkurrierenden philosophischen Deutungsschemata aufnehmen kann“ (55). In einer Hermeneutik des Vertrauens ist in einer „realistisch-narrativen“ Lesart die Bibel so zu nehmen, wie es offenkundig ihrer intendierten Logik entspricht (453, 404). Frei hält es laut dem Vf. für fatal, „die Frage der Referenz zu sehr in den Vordergrund zu stellen oder in ihr gar die einzig legitime Frage hinsichtlich der Sinnbedeutung dieser Texte zu sehen“ (417). Durch die „Fokussierung auf die ‚logische Erstlektüre‘“ des Textes, wie er dasteht, sieht der Vf. „eine gewisse Gegenbewegung gegen die zunehmende Intellektualisierung“ in der Bibelexegese, gegenüber der Frei das Bibellesen „demokratisieren“ wolle (418). Der Literalsinn ist dabei keineswegs mit dem „oberflächlichen Buchstabensinn identifiziert“ (463), sondern die ganze Heilige Schrift eröffnet einen Raum, einen Sinnkosmos, in dem sich der einzelne Gläubige als „Akteur in der Story“ (462) stets neu begreifen kann (was auch für die gesamte Glaubensgemeinschaft gilt). Auf diese Weise erschließt sich die Identität Jesu Christi als aktuelle, lebendige Präsenz, innerhalb der Geschichte (bes. 499–504). Die „gegenseitige Präsenz“ zwischen Christus und den Gläubigen lässt sich ekklesiologisch und pneumatologisch bestimmen (521–531, 550–557). Entgegen anderen postliberalen Autoren (etwa dem Lutheraner George Lindbeck, mit dem er eine enge Freundschaft pflegte) stellt sich Frei explizit und mit Nachdruck dem Anspruch, die Welt als soziale und säkulare Gestalt ernst- und aufzunehmen und die Vollendung der Geschichte der Kirche zusammen mit der der Welt zu sehen (bes. 531–542). Eine Bejahung der säkularen Welt ist aus theol. Gründen unabdingbar, weshalb „Frei die Heilige Schrift nicht als ein autonomes Objekt“ behandelt (618) und „eine Form ‚intratextueller‘ Theologie verfolgt hat, die sich nicht einspinnt in den Sprachcocon christlicher Selbstbeschreibung, sondern nach Möglichkeiten sucht, auskunftsfähig und kritisierbar zu bleiben“ (756f). Der Vf. würdigt Freis „anselmischen Ansatz, der Gottes Souveränität und Freiheit mit einer ‚säkularen Sensibilität‘ zu verbinden und so Gottes befreiender Aktualität Raum zu schaffen sucht“ (851).

Der Vf. sieht Freis Aktualität gerade darin, dass dieser einen „Mittelweg zwischen Liberalismus und Evangelikalismus, oder zwischen Externalismus und Internalismus oder zwischen erkenntnistheoretischem Fundamentalismus [sic!] und Fideismus“ vertritt (619). Terminologisch scheint es dem Rez. irreführend, das englische Wort *foundationalism* (eben nicht *fundamentalism*!) mit „Fundamentalismus“ zu übersetzen, wie dies der Vf. an mehreren Stellen tut (etwa auch 110, 355). Es

handelt sich bei diesem Terminus (der ebenso wie die Gegenposition des *Non-foundationalism* lieber unübersetzt bleiben sollte) vielmehr um den aus postliberaler Sicht fragwürdigen Anspruch, den Glauben auf eine kontextunabhängige, neutral-universale epistemologische Grundlage stellen zu müssen, um glaubhaft zu sein. Die Theol. brauche auf keiner von christlichen Praktiken unabhängigen Story, Weltanschauung oder Rationalität aufzubauen, um für die postmodern gestimmte Welt oder andere Wissenschaftsdisziplinen relevant zu sein (638). U. a. daraus ergeben sich nach dieser Studie Familienähnlichkeiten von Freis Ansatz mit einer bunten Schar unterschiedlicher Theolog:innen wie etwa Walter Kasper oder Dorothee Sölle, wie Vf. auf den S. 759–846 ausführt.

Der Vf. hat Hans Frei für den deutschen Sprachraum ein umfassendes Denkmal gesetzt. Am Rande weist er im Gang der Untersuchung mehrmals auf die Grenzen von Freis Ansatz hin, die er v. a. in seiner „systematischen Offenheit“ und dem „Fragmentcharakter“ sieht (847, 836–838 sowie den Abschnitt „Über Hans Frei hinaus“, 838–846). Die vorliegende Diss. entstand neben pastoralen Einsätzen und zog sich über ein ganzes Jahrzehnt hin („Vorbemerkungen“). Dies erhellt das durchgehende Anliegen nach einer praxisrelevanten Theol., mag aber auch so manche Weitschweifigkeit und Wiederholung erklären. Stellenweise erscheint die fundierte und allen wissenschaftlichen Maßstäben entsprechende Studie wie eine Anthologie durch lange Zitate, die vom Vf. präzise ins Deutsche übersetzt werden (während ein kleinerer Teil der Zitate im englischen Original bleibt). Es bleibt zu wünschen, dass es dem Vf. gelingt, seine eingehende Beschäftigung mit diesem „vergessenen Theologen“ und seinem Umfeld in kürzeren Darstellungen fruchtbar zu machen und sich so von der Schrifthermeneutik her in die gegenwärtige (Fundamental-) Theol. und Suche nach kirchlicher Erneuerung einzubringen.

Über den Autor:

Bernhard A. Eckerstorfer OSB, Dr., Rektor und Professor am Päpstlichen Athenäum Sant’ Anselmo (rettore@anselmianum.com)